

Das Geschäft mit der Hoffnung

Tiefgekühlte Eizellen, Laserstrahlen auf Embryos: Die Schweizer Regisseurin Barbara Burger wirft in ihrem Dokumentarfilm «Kinder machen» einen nüchternen Blick auf die Reproduktionsmedizin.

Regula Fuchs

Jetzt ist es passiert. Die Eihülle ist durchstossen. In der Kanüle ist ein winziges Pünktchen zu erkennen, eine Samenzelle. Sie zieht sich erst etwas zurück, als nähme sie Anlauf, dann wird sie sanft hineingestossen ins Innere der Eizelle. Vielleicht ist man gerade Zeuge geworden, wie hier, in einer Glasschale, ein Mensch entsteht. ICSI heisst dieses Verfahren, intrazytoplasmatische Spermieninjektion: Das bedeutet, dass die Embryologin den Spermien ein wenig hilft auf dem Weg in die Eizelle. «Brave Kinder», sagt sie später, beim Blick ins Mikroskop. Was sie sieht, ist ein Zellhaufen. Für zwei Menschen draussen ist es der Fluchtpunkt aller Hoffnungen.

Die ungewollte Kinderlosigkeit stand am Anfang von Barbara Burgers Film «Kinder machen», in dem sie jenen über die Schulter schaut, die Kinderwünsche erfüllen. Im Umfeld der Bernerin gab es Paare, die keine Kinder bekommen konnten, und die Regisseurin - selber Mutter von zwei Kindern - erfuhr, wie belastend das für die Betroffenen war. «Wie ein Versagen», sagt Burger. Zur selben Zeit stiess sie in einem Heft auf ein Inserat, das sich an Frauen richtete. «Alles zu meiner Zeit», hiess es da. Karriere? Selbstverwirklichung? Kein Problem, Kinder lassen sich auch noch später bekommen, so die Botschaft.

«Ich hatte damals, vor sechs, sieben Jahren, keine Ahnung, wovon die Rede war», erzählt die 44-jährige Regisseurin. «Social Freezing kannte man noch nicht.» Burger informierte sich über das Verfahren, das es ermöglichte, Eizellen einzufrieren, ohne dass sie Schaden nehmen, und zum Zeitpunkt, wenn die Frau bereit ist, sie auftauen zu lassen. «Das klang alles so einfach.»

Da war einerseits das Werbeversprechen des planbaren Nachwuchses; andererseits die kinderlosen Paare, die grosse physische, psychische und finanzielle Belastungen auf sich nahmen - bei einer relativ geringen Chance von etwa 35 Prozent, tatsächlich ein Kind zu bekommen. In dieser Diskrepanz lag für Burger die, nun ja, Keimzelle ihres Films.

Keine Zeit für Sex nach Plan

So wirft Barbara Burger etwa einen Blick in jene Münchner Praxis, wo Dr. Jörg Puchta als einer der Ersten Social Freezing angeboten hat. Sogar die Eizellen seiner Tochter hat er schon eingefroren. Da sitzt nun also dieses Paar bei ihm, sie Chinesin, er Deutscher. Auf natürlichem Weg ist sie nicht schwanger geworden, nun soll es eine künstliche Befruchtung richten - schliesslich erlaubt es der volle Terminkalender nicht, Sex nach Plan zu haben. Und sowieso, in China sei das gang und gäbe. Doch Puchta ist zurückhaltend. Erst mal solle es das Paar auf natürliche Weise versuchen. Diesen Rat hätte man vom Arzt mit dem sonnenverwöhnten Teint nicht erwartet; das kleine Erstaunen ist aber symptomatisch für diesen unaufgeregt erzählten Film, der Vorurteile bröckeln lässt.



«Vielleicht ist Social Freezing in zwanzig Jahren selbstverständlich»: Lagertank für Keimzellen und Embryonen. Foto: Fair & Ugly

Darf alles gemacht werden, was technisch möglich ist? An dieser Frage reiben sich auch die Politiker.

Etwa in den Labors, den Orten, wo Samen- und Eizellen zueinandergeführt werden. Es sind intime Räume mit gedämpftem Licht, in denen hochkonzentriert gearbeitet wird. Keine Spur von Romantik, keine Spur von Frankenstein. «Eigentlich befindet man sich im erweiterten Unterleib der Frau», sagt Burger. Eine Herausforderung, hier zu filmen. Nicht, weil die Mediziner lieber hinter verschlossenen Türen arbeiten würden. Sondern weil jeder, der zusätzlich im Raum ist, das sensible Klima stört.

«Diese Menschen sind stark mit ihrem Beruf und ihrer Aufgabe verbunden. Und sie freuen sich über jede Schwangerschaft, jede Geburt.» Keine Freaks, die nicht über den Rand der Petrischale hinausschauen. Sie sind ständig im Kontakt mit ihren Patientinnen, geben Auskunft über die «Babys», fühlen mit. Doch auch wenn die künstliche Befruchtung heute Alltag ist: Die grossen Fragen werden nicht weniger. Mit jeder Innovation kommen neue dazu. Nicht nur ist es möglich, Embryos für eine bestimmte Zeit einzufrieren, es ist auch möglich, an ihnen Untersuchungen vorzunehmen.

In der Schweiz ist das Gesetz zur Fortpflanzungsmedizin, über das das Volk

zweimal abgestimmt hat, diesen Herbst in Kraft getreten. Es erlaubt zum Beispiel, Embryonen auf Erbkrankheiten zu testen. In anderen Ländern erlaubt es die Gesetzgebung, Embryonen auszusortieren - nicht nur, wenn sie Träger von Erbkrankheiten sind, sondern auch, wenn sie das falsche Geschlecht haben.

Darf alles gemacht werden, was technisch möglich ist? An dieser Frage reiben sich auch die Politiker, die Burger in ihrem Film zeigt. Die Parteigrenzen scheinen weniger eine Rolle zu spielen als persönliche Überzeugungen. Gibt es ein Recht auf ein Kind? Wann darf man eingreifen? Vieles liegt noch im Dunkeln.

Da ist etwa jene Medizinerin, die gerade dabei ist, Embryonen nach einem genau vorgegebenen Takt aufzutauen, also im Grunde wieder zum Leben zu erwecken, nachdem sie auf winzige mit Farben markierte Stäbchen geklebt worden waren und womöglich Jahre im Stickstofftank bei minus 196 Grad Celsius verbracht haben: Solche Babys hätten ein höheres Geburtsgewicht, sagt sie. Warum das? Man weiss es nicht.

Spermien melken

Barbara Burger zeigt die Reproduktionsmedizin auch als Markt. Sie stellt dar, wie die Branche an einer Messe ihre neuesten Produkte feilbietet. «Als ich diese riesige Halle sah, habe ich schier den Boden unter den Füssen verloren. Die biologischen Vorgänge rund um die Zeugung können heute technisch nachgestellt werden. Und damit wird viel Geld verdient.» Von der Maschine, die

Spermien melkt (durchaus wörtlich), bis zum Laser, der dem Embryo hilft, besser aus der Eihülle zu gelangen: Das Geschäft mit der Hoffnung ist ein Big Business. Und dennoch gibt es darin Menschen, die nicht nur auf den Gewinn zielen, sondern die kinderlosen Paare im Blick haben. Wieder so eine zweiseitige Angelegenheit.

«Vielleicht lachen wir in zwanzig Jahren über diesen Film und denken, wie naiv wir damals waren. Vielleicht werden unsere Kinder so selbstverständlich mit Social Freezing umgehen wie heute mit Apps», sagt Burger. Dass die Filmemacherin die Diskussion versachlichen will, macht «Kinder machen», übrigens ihr erster langer Dokumentarfilm, so sehenswert. Der Effekt beim Zuschauer: produktive Verunsicherung.

Bleiben, neben allen grossen Fragen, die Tücken des alltäglichen Umgangs, auch mit der Psyche der Patientinnen. Zum Beispiel beim «Embryotransfer»: Dann also, wenn einer Frau die befruchtete Eizelle in die Gebärmutter eingesetzt wird. Burger zeigt auch dies, wobei sie die Kamera mit grossem Gespür für Diskretion auf den Arzt richtet, nicht auf die Frau. Jetzt komme die «heilige Frucht», sagt dieser, bevor er den dünnen Schlauch einführt. Um den Moment zu einem guten zu machen, hat er vorher Musik aufgelegt. Herbert Grönemeyer. «Und der Mensch heisst Mensch, weil er vergisst, weil er verdrängt», singt er. «Und weil er lacht, und weil er lebt.»

In Zürich im Kino Houdini.

Gerappter Überlebenskampf

Die neue EP des Rappers Xen aus Dietikon ist auch ein Lehrgang in Sachen Flow.

Adrian Schröder

Das Zweitbeste, was es dieses Jahr in Sachen Mundarttrap zu hören gibt, ist ein 25-minütiges Mantra. Ein beschwörender Strom von Worten, die sich immer und immer wiederholen und die hier, auf totem Papier, von ihrem musikalischen Kontext befreit, wie eine Aneinanderreihung von Hip-Hop-Klischees wirken: «Ich han immer welle Cash mache, ich han immer welle Cash mache, immer wider mit dä Gang hustlä, immer wider mit dä Gang hustlä», rappt Shkelzen Kastrati alias Xen (sprich: Tzään) im Song «Cash mit de Gang» mit sonorer Stimme, nachdem die Synthesizer ihm mit ihren düsteren Schwingungen das Terrain be-

reitet haben. In den sechs Songs seiner EP «Dämon» geht es ums Geldmachen, ums Abdriften ins Sounduniversum, um Loyalität im Freundesverbund, um die positive Wende des persönlichen Wegdegangs. Nochmals und nochmals, so beharrlich, als müsste es der 27-jährige Rapper aus Dietikon jedem seiner Hörer einzeln hinter die Löffel schreiben.

Das mag nach ätzender Repetition klingen, ist es aber nicht. Denn Kastrati, dessen Debütalbum «Ich gäge mich» vor gut zwei Jahren aus dem Stand auf Platz vier der Schweizer Albumcharts landete, ist der Filigrantekniker der hiesigen Szene. Mit harter Arbeit am Text und im Studio haben sich er und seine Labelkollegen von Physical Shock auf ein stupendes Niveau gehievt. Statt wie der Durchschnittsreimer pro Song eine rhythmische Stimmbewegung zu wählen, entscheidet er sich für deren fünf, sagt das Gleiche auf immer andere Weise.

Auch wenn er seiner Stimme mal etwas Schärfe nimmt, wie in «Keini neu Kollege», verliert er nie die Dominanz. Der auf einem halb verschleppten, halb vorwärtstrabenden Trap-Beat aufgebaute Track ist das vorläufige Meisterstück seiner zum Überlebenskampf hochstilisierten Rapkarriere. Die Zügel dafür hat Xen in der Hand. Mühelos passt er den Satzbau den musikalischen Begebenheiten an, als wollte er sagen: Um das zu können, muss ich bei niemandem abschauen, mich bei niemandem anbieten. Sich «Dämon» anzuhören, ist, wie ein Lehrbuch für Rapflows zu studieren.

Kosovarischer Background

Die EP bildet die Vorhut für das, was von seinem neuen Label Universal als kommerzielle Erfolgsgeschichte geplant ist: Xen, Sohn kosovarischer Einwanderer, soll künftig nicht nur junge Secondos ansprechen, welche die Wut, die er im

Bauch trägt, aus eigener Erfahrung kennen. Schritt für Schritt soll er der ganzen Deutschschweiz vorgestellt werden.

Technisch überragt er den hervorragenden Mundarttrap-Jahrgang 2017, der uns mit eigenwilligen Veröffentlichungen von Künstlern wie Manillio, Baze, GeilerAsDu, Stereo Luchs, Mimiks und dem hinter Effektschwaden verborgenen Talent von Newcomer Pronto verwöhnte, mit Abstand. Den grössten Inspirationsgrad und Erfrischungsfaktor hatten dieses Jahr aber die beiden gleichzeitig veröffentlichten Alben der Gruppe S.O.S. aus Bern: «Akim» und «Imani» pendeln freigeistig zwischen Rückblick, Introspektion, Sozialkritik und positiver Raserie. Sie klingen so frei wie kaum ein Schweizer Rapalbum zuvor.

EP - Xen «Dämon» (Physical Shock/Universal). S.O.S. «Akim» & «Imani» (HDR Records).



Krimi der Woche

Ein Buch, um Spielschulden zu begleichen

Nachts führt Shimamura eine kleine Bar in Tokio. Wenn die Sonne scheint, verlässt er sein fensterloses Zimmer, um im Park auf dem Rasen liegend zu trinken. Shimamura ist schwerer Alkoholiker. An diesem Samstag im Oktober wird der Icherzähler in Iori Fujiwaras Roman «Der Sonnenschirm des Terroristen» im Park von einem kleinen Mädchen angesprochen, das wissen will, weshalb seine Hände zittern. Das Mädchen erzählt ihm, dass es Geige spiele und Violinistin werden wolle, was mit derart zitternden Händen nicht ginge.

Wenige Minuten später lässt eine Bombe den Boden erzittern. Shimamura rennt zum Ort der Explosion, um nach dem Mädchen zu sehen. Er sieht Körperteile, tote Menschen. Das Mädchen findet er bewusstlos vor und sorgt dafür, dass es sofort ins Krankenhaus kommt. Nachdem er den Park verlassen hat, fällt ihm ein, dass er die Whiskyflasche mit seinen Fingerabdrücken im Park zurückgelassen hat. Was ihn auf den Radar der Ermittler bringen würde.

Shimamura ist nicht sein richtiger Name. Bei den Studentenunruhen von 1968 gehörte er zu den Aktivisten. Als er in Zusammenhang mit einem Bombenanschlag gesucht wurde, tauchte er unter; seither lebt er unter falscher Identität. «Zweiundzwanzig Jahre, in denen ich wieder und wieder alles aufgegeben hatte, Beruf und Wohnort wechselte, sobald es auch nur im Entferntesten nach Staatsschutz roch. Ein Stück Zeit, das man mir entrissen hatte.»

Shimamura taucht unter und macht sich auf die Suche nach den Urhebern des Bombenanschlags, zu dessen Opfern auch alte Bekannte von Shimamura gehören, wie sich zeigt. Hilfe findet er bei einem Yakuza-Gangster, der früher Polizist war.

Es ist eine virtuos komponierte Geschichte, die Fujiwara packend erzählt. Der passionierte Mahjongg-Spieler, der 2007 mit 59 Jahren verstorben ist, soll das Buch, das im Original schon 1995 erschienen ist, geschrieben haben, um Spielschulden bei der Yakuza bezahlen zu können. Und der Roman wurde tatsächlich ein Erfolg. Fujiwara schrieb gleichzeitig nüchtern beobachtend und gefühlvoll, verstand es, harte Action und poetische Momente nahtlos zu verbinden, Spannung aufzubauen ohne billige Effekte. Dass sich dieses Buch auf Deutsch so gut liest, ist auch das Verdienst der Übersetzung.

Meine Kenntnisse über Japan und seine jüngere Geschichte sind sehr rudimentär. Am Anfang der Lektüre wünschte ich mir ein Vor- oder Nachwort, das gewisse Gegebenheiten einordnet und etwas Hintergrund liefert. Der Wunsch schwand rasch. Denn ein guter Krimi braucht keine Erklärungen. Und «Der Sonnenschirm des Terroristen» ist ein sehr guter Krimi. Einer der besten, die mir dieses Jahr untergekommen sind.

Hanspeter Eggenberger

Iori Fujiwara: «Der Sonnenschirm des Terroristen». Aus dem Japanischen von Katja Busson. Cass-Verlag 2017. 352 S., ca. 29 Fr.

Originalität	●●●●●
Spannung	●●●●●
Realismus	●●●●●
Dialoge	●●●●●
Humor	●●●●●

Collection Die gesammelten «Krimis der Woche»

krimi.tagesanzeiger.ch